

# Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

## Liebesträumerei.

Ich sah im Traume  
Ein hohes, herrliches Götterbildniß.  
Nicht ein sterbliches Wesen, der hehren  
Urschönen Himmlischen Eine,  
Der Göttinnen Hellas' erschien mir,  
Denen die schönheitsbegeisterten Griechen  
Marmoraltäre gebaut, sie verehret  
In golddurchbrochenen Tempelgebäuden.  
Doch vermocht' ich sie nimmer zu nennen,  
Denn bald schien sie mir Pallas Athene,  
Bald die liebliche Aphrodite.  
Wie der streitbaren Göttin der Weisheit  
Glänzte am Haupt ihr der goldene Helm  
Reich mit Juwelen geschmückt und wallenden Federn;  
Aber die großen, strahlenden Augen  
Blickten so liebeverlangend  
Und der zaub'r'sche Gürtel der Liebe  
War ja der Göttin des Schönen.  
Und sie sang mit lockenden Tönen  
Leise, klagende Lieder,  
Wie von tiefem, schaurigem Weh.  
Und doch hochaufjubelnd in Freude.  
Sonne, Mond und Sterne standen,  
Standen still und lauschten  
Der gewalt'gen Melodie.  
Und als sie das Wunderlied gesungen,  
Da war sie zerfloßen  
In Rosenduft.  
Und mir ward es so wohl im Herzen;  
Der große, brennende Liebes Schmerz  
War verstummt und ich weinte.

Albert Rossmatsch.

## Der letzte Aindöder.

Historisch-vaterländische Novelle von Josef Babnigg.

(Fortsetzung.)

Von diesem Zeitpunkte an ist das Benehmen des Vogtes ganz ein anderes geworden. So submiss und dienstfertig als er früher war, so herrisch und gebieterisch trat er jetzt überall auf. Er wechselte nach Willkühr das Burggesinde, zechte ganze Nächte durch, und geberdete sich, als wäre er der Eigenthümer der Burg. Mit einem Stolze und einer nie dagewesenen Anmaßung veranstaltete er Bankete, lud oft ganz unbekannte Gäste ein, worunter sich auch Gäste von verdächtigem Aussehen befanden, welche lärmend und tobend die nächtlichen Orgien auf dieser sonst friedlichen Burg scheinlos trieben.

Magdalena verwies zwar dem Diener dieses gottlose Treiben, aber ihre Worte waren in den Wind gesprochen, und als sie eines Tages in allem Ernste dem Diener die arge Verletzung seiner Pflichten und seine unberechtigte Verschwendung vorwarf, wurde sie von ihm verhöhnt, und mußte die Drohung vernehmen, daß, falls sie sich noch einmal in seine Handlungen

mengen sollte, er ihr einen Ort anweisen wolle, welcher bis jetzt noch nicht die Sonne kennt. Sprach's und verließ das Gemach.

Von einem Knechte so etwas zu vernehmen, das hatte die Welt noch nicht gehört. Magdalena sank in Ohnmacht. Wie eine vom Sturme geknickte Blume lag sie eine lange Zeit aller Hilfe baar, und als sie sich erholte, tauchten Bilder einer namenlosen Angst in ihrer Seele auf, besonders wenn die Hilflose ihrer finsternen Zukunft gedachte. Eine baldige Flucht war ihr erster Gedanke, den die Nerven fassen konnte. Doch wohin, fragte sie sich selbst. Ihr Inneres blieb ihr die Antwort schuldig. Wohl dachte sie an Jemanden, der sie retten könnte, doch dieser Jemand war ferne, war in Laibach, oder auch schon gefallen im heiligen Kampfe für des Kaisers Recht. Eine leere öde Wüste, wohin sie blickte, und kein Engel erschien, der ihr Rettung bringen würde.

Die Thüre des Gemaches öffnete sich und herein trat abermals der Verhaftete.

„Hinaus!“ rief Magdalena, wuthentbrannt, „hinaus mit Dir, Du Elender!“ wiederholte sie, unvermögend, sich bei dessen widerwärtigem Anblicke zu maßigen.

„Nicht mehr diesen Blick, gnädiges Fräulein, die Heiligen im Himmel müßten erbeben und vor demselben scheu zurücktreten, gälte ihnen dieser schönen Augen tödtender Strahl. Ich komme —“

„Und wann entfernst Du Dich wieder?“

Ohne diese bittere Frage zu beachten, fuhr Jener fort zu sprechen, „ich komme, von Ihnen, mein Fräulein, ein geneigtes Gehör zu erbitten, und Ihnen eine warme Abbitte für meine unüberlegte Drohung zu leisten. Ich weiß, ich habe gefehlt, sehr gefehlt, gegen meine Herrin sich einer solchen harten Sprache zu bedienen; verzeiht dem Fehlenden! Er wird nie mehr sich so weit vergessen, seine Herrin zu beleidigen. Ein Gedanke brachte meine Sinne in Verwirrung, der Gedanke, daß Ihr — liebet.“

„Und was weiter, wenn dieß der Fall wäre?“

„Daß Ihr Heinrich von Grimtschitz liebet.“

„Mensch, mit wem stehst Du im Bunde, daß Du das in meinem Innern schon zu lesen vermagst, womit ich selbst noch nicht im Klaren bin?“

„Ein Zufall war es vielleicht, das bebende Nachstammeln des Namens Heinrich von Grimtschitz, als dessen der Hauptmann von Güns zur Zeit erwähnte, da er die Kampfbereiten, nach Rudolfswerth zu ziehen, drängte,“ bemerkte, nicht ohne einen kleinen Anstrich von Ironie und unter einem tiefen Bücklinge, der Burgvogt.



„War es Zufall oder etwas Anderes, einem Knechte, wie Du bist, ziemt es nicht, darüber zu forschen,“ antwortete Magdalena und verließ voll Unwillen das Gemach.

„Wirst schon kirrter werden, Du störriges Täubchen, in Kürze kirrter,“ stammelte er der Abgehenden unter einem satanischen Lächeln nach. „Einen Knecht nannte mich die Thörichte, mich, den Gewaltigern, in dessen Händen ihr Leib und Leben liegt. Nur Geduld, bis meine Pläne reifen, dann wird der Knecht mit Dir rechten, ob diesen mir angethanen Schimpf. Sich die Hände wohlgefällig reibend, verließ er trohigen Ganges das verhaßte Gemach, in welchem der erste Versuch, sein Turteltäubchen eines anderen Sinnes zu überreden, so unerwartet mißlang.

Wochen und Monate vergingen, ohne daß etwas Neues auf dem einsamen Schloße sich ereignet hätte. Die Nächte waren wie immer auf einer Seite durchpraßt, während solche auf der andern bitterlich durchweint waren. Eines nur erschien den Burgbewohnern schon lange mehr als auffallend — der Burgvogt pflegte nie sich eher zur Ruhe zu begeben, bis er ganz allein in den hintern Theil der Burg einen Gang gethan hatte. Dieser hintere Theil, in dessen Nähe die Hauskapelle stand, war wegen der Begräbnisstätte der zu Tode gemarterten und erschlagenen Türken in üblem Rufe. Man scheute sich, solchen bei Tage zu betreten, und des Nachts, besonders zur Mitternachtsstunde, hätte Keiner, selbst um den höchsten Preis, einen Schritt dahin gewagt. Kein Wunder, daß diese mitternächtlichen Wanderungen des Vogtes Jedermann umsomehr auffallen mußten, weil sich Jeder fürchtete, dem allgemein verhaßten Burgvogte auf seinem schauerlichen Gange nachzuspüren.

Eines Tages erschien abermals ein Bote mit einem großen Schreiben, an den Burgvogten lautend. Ehe der Burggeistliche solches durchzulesen kam, erzählte der Bote, daß er von Cilli komme, daß der Kaiser durch die schnelle Hilfe der krainischen Edlen gerettet und glücklich nach Neustadt gekommen ist, daß ferner dort die Ungarn durch die Hilfe des Böhmenkönigs total geschlagen und in die Flucht getrieben worden sind, sowie, daß der Kaiser mit der Witwe des ermordeten Grafen von Cilli durch Abtretung des Gurksfelder Landstriches und einer jährlichen Zusage von 2000 Pfund Geldes ausgesöhnt, und somit einziger Herr aller Cilli'schen Besitzungen in Steiermark und Krain geworden ist. Auch erzählte er, daß viele Edle von Krain in diesem Kampfe geblieben sind und nicht mehr den heimathlichen Boden betreten werden, deren Namen er jedoch nicht angeben könne, nachdem solche zur Zeit seiner Abreise noch nicht bekannt waren. Dieses und noch Mehreres vernahmen staunend die Bewohner der Burg, welche aus Neugierde einer nach dem andern langsam hergeschlichen kamen, an deren Spitze die bebende Magdalena und ihr zur Seite der erwartungsvolle Giovanni Malatesta stand.

Pater Ubaldus erschien. Der angelangte Bote übergab auf des Burgvogtes Geheiß dem geistlichen Herrn das verhängnisvolle Schreiben.

Bedächtig und als vielbewährter Kenner prüfte er vorerst die Schrift. Sie war aus einer geübten Hand, was die künst-

lichen Schnörkeln deutlich bewiesen, dann betrachtete er genau die angehängten Petschaften, auch diese waren unverfälscht und aus der Hand des Burgherrn Jobst von Minöb.

Der Pater las und las; sein Gesicht ward immer bedenklicher geworden. Aus der Tiefe seiner Brust aber drängten sich dann und wann angstvolle Athemzüge. Man sah es ihm deutlich an, daß er in seinem Innern einen großen Kampf kämpfe. Das Pergament ward durchgelesen und bei Seite gelegt. Mit einem besonders feierlichen Ernste verkündete der Leser den Anwesenden den traurigen Inhalt der erhaltenen Botschaft. „Die hoffnungsvollen Söhne unseres Herrn und Gebieters,“ begann er, „Rudolf und Ulrich sind nicht mehr. Letzterer fiel bei Cilli und Ersterer bei Neustadt im ehrenvollen Kampfe. Die Mutter konnte diesen harten Schlag nicht überleben. Sie ruhet in der Kirche des Tempelordens zu Laibach. Jobst von Minöb, unser Herr, sieht in diesem harten Schlage die Strafe des Himmels für die von seinen Vorgängern an den Türken begangenen Grausamkeiten und Unbilden, und geht als des Stammes Letzter in ein Kloster, reumüthig dort seine Sünden abzubüßen. Diese Burg sammt allem Zugehör aber ist dem treuen Vogte Giovanni Malatesta mit dem Wunsche Kraft dieser Urkunde in das Eigenthum übergeben, daß er als ein ihm bekannter Ebenbürtiger dessen Tochter Magdalena zum Altare führe, und ihr in dieser verhängnisvollen Zeit ein treuer Schutz und Hort werde. Schließlich ermahnet unser reumüthige Herr, nach seinem Aufenthalte nicht zu forschen, denn es wäre Alles eine vergebene Mühe.“ So hatte der Sprecher geendet.

Sprachlos entfernte sich nach dieser erhaltenen Kunde einer nach dem andern aus dem Saale. Auch Magdalena wankte tief erschüttert und ohne eines Lautes mächtig, von der Hand des Paters sanft geleitet, in ihr Gemach; ihr Schmerz war groß, unendlich groß. Diesem Burgvogte, einem bisherigen Diener ihres Paters, welchen sie wie eine Spinne haßte, sollte sie die Hand reichen, nein, nimmermehr! Dieses konnte nie der Ernst ihres Paters sein, oder er hat sie nie geliebt. Ihr ebenbürtig sollte er sein, sagt des Paters Schrift, und wenn er an Geburt, Rang und Reichthum sie weit überbieten würde, ja stände er selbst der Erste nach dem Kaiser im Range, lieber in den Tod, als in dessen Arme.

Dies und Aehnliches war das Selbstgespräch der Armen und Verlassenen in ihren einsamen Stunden, und sie hatte deren so viele, so unzählig viele! Nie wöhne sich der Mensch von Allen verlassen zu sein, denn Gottes Auge wacht über uns Alle!

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber Pfahlbauten.

(Fortsetzung.)

Abermals mochte ein langer Zeitraum vorübergegangen sein, bis das Eisen, einer der größten Schätze des Menschengeschlechtes, an die Stelle der Bronze trat und zuerst in Gesellschaft mit dieser die letzten Reste des Steinalters verdrängte.

Wenn man ins Auge faßt, welch' einen langen Zeitraum die Eisen-Production und Verarbeitung durchlaufen mußte, um auf ihre dormalige, wenngleich hohe, dennoch aber täglich wesent-



liche Neuerungen, Verbesserungen und Fortschritte erfahrende Stufe zu gelangen, wird es nicht befremden, daß der Mensch erst in verhältnißmäßig später Zeit zur Kenntniß des nützlichsten und werthvollsten aller Metalle kam. Es ist bis jetzt noch unermittelt, ob der Zufall — wenn überhaupt dieser Factor aufgestellt werden will — oder menschlicher Scharfsinn und Beobachtungsgabe das Hauptverdienst an der Erfindung der Eisen-Erzeugung und Behandlung gehabt habe.

Mit Sicherheit aber darf man annehmen, daß diejenigen, von denen selbe ausging, durch einen bedeutend höheren Bildungsgrade befähigt gewesen sein mußten, als dies bei den im Bronze-Alder lebenden Geschlechtern der Fall war. Daß man sich die Kunst der Eisenverarbeitung nur sehr langsam aneignete, beweiset das während einer geraumen Periode bemerkbare Vorkommen der Bronze neben dem Eisen, welches erst mit dem christlichen Zeitalter zur ausschließlichen Herrschaft gelangt zu sein scheint.

Es ist begreiflich der Zielpunkt vielfacher, sehr interessanter Forschungen gewesen, wenigstens annähernd zu ermitteln, wie lange jede der drei benannten Culturepochen — unvermischt mit der nächstfolgenden — gedauert haben mochte, und man war in der That so glücklich, Maßstäbe aufzufinden und auf Combinationen zu kommen, welche, wenn auch nicht völlig sichere, doch ziemlich wahrscheinliche Berechnungen zum Ergebnisse hatten.

Die nächstliegenden, wenn auch am mindesten verlässlichen Factoren zur Bestimmung großer Zeiträume waren zurückgetretene Gewässer und Gletscher.

Ein höchst interessantes Resultat hat in dieser Beziehung die Durchforschung der großen Torfmoore in Dänemark und Schleswig geliefert. Diese Torfmoore enthalten nämlich drei auf einanderfolgende Vegetationsperioden, deren erste, unterste, die Vegetation von Fichten, hinter jeder schriftlichen oder mündlichen Ueberlieferung liegt, also der Geschichte weit voranging. Ihr folgt die Eiche als zweite Vegetationsperiode, und diese wurde von der jetzt noch in jenen Gegenden fast ausschließlich herrschenden Buche verdrängt. Mit diesen drei Vegetationsperioden fallen nun merkwürdiger Weise die früher besprochenen drei Culturperioden zusammen; denn in der Schichte der Fichten fand man ausschließlich Steinwerkzeuge, und unter den Stämmen fanden sich einzelne, welche unbezweifelbar mit Hilfe des Feuers gefällt waren.

Die in der Vegetationsperiode der Eichen lebende Bevölkerung kannte bereits die Bronze, wofür die in der Eichenschichte aufgefundenen Waffen und Werkzeuge aus dieser Metallmischung Zeugniß geben. Die ganze historische Zeit, das Eisenalter, fällt, wie solche Findlinge beweisen, ausschließlich in die Periode der Buchenvegetation.

Ähnliche, aber ungleich schärfer bestimmbare Ergebnisse brachte der aus Anlaß der Eisenbahnbauten vorgenommene Durchstich des durch Anschwemmungen der Liniere, eines Wildbaches bei Billeneuve am Genfer See entstandenen Schotterfegels.

Man stieß hiebei in einer Tiefe von 4 Fuß unter der Oberfläche des Schotterhügels auf die Reste eines alten Culturbodens mit Ueberbleibseln römischer Ziegel und einer Münze aus der Kaiserzeit; 5 Fuß tief unter dieser Schichte fand man eine zweite Culturepoch, in welcher ein Bronze-Werkzeug aus der reinen Bronzezeit und mehrere Topfscherben vorkamen; noch tiefer, 18 Fuß unter der Oberfläche, wurde eine dritte Schichte gefunden, welche Gefäßtrümmer von sehr roher Arbeit, Holzkohlen und Thierknochen enthielt.

Die einzelnen Schichten sind durch das aufgeschwemmte Gerölle scharf von einander geschieden; die in diesem vorkommenden, gut erhaltenen Conchylien beweisen, daß selbes sich sehr langsam und regelmäßig absetzte, so wie aus dem Umstande, daß die Gefäßscherben scharf und nicht abgestoßen sind, zu entnehmen ist, daß dieselben oder die ganzen Gefäße nicht durch den Wildbach angeschwemmt, sondern durch Menschenhände hierhergebracht worden seien.

Die auffallendsten und merkwürdigsten Belege für das hohe, über die frühesten geschichtlichen Perioden hinausreichende Alter menschlicher Cultur haben in neuester Zeit die Bohrungen artestischer Brunnen in Egypten geliefert. Hier gibt nämlich die Tiefe, in welcher Artefacte vorkommen, einen ziemlich genauen und sichern Maßstab für das Alter derselben, weil der Nil alljährlich einen Niederschlag bildet, der aus einer dünnen, thonigen Schichte besteht, so, daß diese Schichten, ähnlich den Jahresringen des Holzes, allmählig über einander sich lagern. Man hat nun nachgewiesen, daß diese Niederschläge binnen einem Jahrhunderte eine Höhe von 3 1/2 Zoll erreichen, und ist im Stande, aus der Tiefe, in welcher ein Gegenstand vorkommt, den Rechnungsschluß auf dessen Alter zu ziehen.

So wurde aus einem Bohrloche im Nilthalle eine Topfscherbe aus einer Tiefe von 39 Fuß emporgehoben, deren Alter sich nach den vorgedachten Bestimmungen auf 12—13.000 Jahre berechnet, also weit über die erste historische Königsdynastie (menschlicher Könige) der Thinniten, welche mit dem Jahre 4242 vor Christi Geburt beginnt, hinaufsteigt.

Diese wichtigen wissenschaftlichen Entdeckungen erwecken ein verdoppeltes Interesse für die Pfahlbauten, da auch in diesen die drei besprochenen Culturperioden, das Steinalter, das Bronzealter und das Eisenalter, mit vollkommener Schärfe repräsentirt erscheinen.

Die ersten Entdeckungen von Pfahlbauten wurden in den Jahren 1853 und 1854 gemacht, deren Sommer, wie bekannt, in mehreren Ländern Europa's und so auch in der Schweiz, von außerordentlicher Trockenheit begleitet waren. So hatte auch der Züricher See im erstgenannten Jahre einen so niedrigen Wasserstand, daß dieser noch einen Schuh unter den bis dahin bekannten niedersten Stand (vom Jahre 1674) gefallen war. Damals nun wurden von Fischern in einiger Entfernung von den Ufern und parallel mit diesen sich hinziehend große Mengen von eingerahmten Pfählen bemerkt, zwischen denen man bei näherer Untersuchung solche Massen von Thierknochen, Geschir-Trümmern, anderen Artefacten und sonstigen Abfällen entdeckte, daß kein Zweifel obwalten konnte, daß man



hier Ueberbleibsel menschlicher Wohnungen vor sich habe. — Ueber Anregung von dem gelehrten Präsidenten der alterthumforschenden Gesellschaft in Zürich, Dr. Keller, wurden nun auch in den übrigen Seen der Schweiz Untersuchungen angestellt, in Folge deren in der Mehrzahl derselben Pfahlbauten, und zwar in so großer Menge aufgefunden wurden, daß sich die Zahl derselben bereits auf mehr als 100 beläuft. So hat man im Genfer See 24, im Züricher See 10, im Biener 11, im Neuenburger 26, im Bodensee 30 Pfahlbaustellen entdeckt.

Die Pfähle sind in den sandigen Seeboden eingerammt, haben 3—9 Zoll im Durchmesser und sind theils ganze Stämme, theils gespalten; sie stehen 1—5 Fuß von einander entfernt, in Gruppen, nicht in regelmäßigen Reihen, in Entfernungen von 100—300 Fuß von den Ufern, 8 bis 20 Fuß tief im Seewasser. Man findet sie hier und da in sehr zahlreichen Gruppen bis zu 30.000—40.000 beisammen, ja, bei Robenhäusern fand sich im Pfäffikon-See sogar eine Pfahlstelle von nahezu 100.000 Pfählen, so daß die einzelnen Pfahlstellen — man darf sagen Pfahlhöfer — häufig einen Flächenraum von 30.—180.000 Quadratuß, also mehr als zwei Joche einnehmen. Die Pfähle sind natürlich bis in bedeutende Tiefen abgefaßt und abgestoßen. Meistentheils ragen sie in eine über dem eigentlichen Seeboden gelagerte, aus vermodernden organischen Stoffen und Brandresten bestehende und durch diese schwärzlich gefärbte Schichte, in welcher sich in großen Mengen die Ueberbleibsel der von den Bewohnern zur Nahrung gebrauchten vegetabilischen und thierischen Stoffe und die für die Thätigkeit derselben zeugenden Artefacte verschiedenster Gattung vorfinden. Ueber dieser „Cultursschichte“ liegt eine, erst nach der Zerstörung der Pfahlwohnungen aufgelagerte, dünnere Schichte von Torf, Schlamm und Sand, und über dieser steht erst das Seewasser. Zwischen den Pfählen fand man sehr häufig flache und gekrümmte Lehmstücke, welche durch Feuer hartgebrannt und dadurch erhalten geblieben sind und die Eindrücke von Flechtwerk zeigen.

Diese Ueberreste, so wie das in sehr großen Massen vorkommende, halbverbrannte Stroh lassen mit voller Sicherheit schließen, daß die Hütten der Pfahlbewohner aus Holz und Flechtwerk bestanden, auf welches eine Lehmschichte fest aufgeschlagen war, und daß selbe theils rund, theils edig, und höchst wahrscheinlich mit Stroh und Binsen gedeckt waren.

Diese Verhältnisse beweisen deutlich und unbezweifelbar, daß die Ansiedlungen nicht erst durch spätere Hebung des Wasserspiegels unter diesen zu stehen kamen, sondern ursprünglich bereits im Wasser standen. Die Pfähle sind, wie noch jetzt erkennbar ist, theils durch Feuer, theils durch stumpfe Schneide- oder Hauwerkzeuge (Aexte) zugespitzt worden; darüber waren Roste oder Böden aus dicken Bohlen gelegt, auf welchen die Hüttenwohnungen der Ansiedler standen.

Alle Vorkommnisse deuten darauf hin, daß sehr viele dieser Pfahlwohnungen durch Feuer zu Grunde gegangen sind. In den meisten Orten mag dieß durch Feindeshände, hier und da auch durch zufällige Brände geschehen sein.

Aber gerade dem Einwirken dieses Elementes ist es zu danken, daß die Pfahlhütten mit Allem, was daran und darin nicht durch Feuer zerstörbar war, in die Tiefe der Seen hinabsanken, und daß durch die Vertiefung viele Gegenstände erhalten blieben, welche sonst längst vom Wasser zerseht und vermodert wären. (Schluß folgt.)

## Manna.

In einer der letzten Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften berichtete das wirkliche Mitglied Herr W. Haidinger über einen Mannafall, welcher sich im Monate März d. J. in der Nähe von Charput, nordwestlich von Diarbekir, zugetragen. Der k. k. Internuntius Freiherr v. Prokesch, wirkliches Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften, hatte ihm etwa ein Pfund dieser unter Regenströmen vom Himmel herabgefallenen Mannas durch das Ministerium des Aeußern zugesandt. Auf die erste nach Konstantinopel gelangte Nachricht hatte sich Freiherr v. Prokesch an die Pforte gewendet, in Folge dessen sogleich nach Charput um Einsendung einer Parthie telegraphirt wurde. Das Manna selbst war noch von der Uebersetzung des Berichtes von dem Statthalter an den Großvezier begleitet. Die Menge des Mannas war zwar nicht sehr bedeutend, obwohl es pfundweise aufgegeben werden konnte, wirkte aber doch sehr günstig für Mäßigung der Getreidepreise, welche durch die Dürre sehr hoch gestiegen waren, weil man bei solchen Fällen die Erfahrung hat, daß günstigere Witterungsverhältnisse und dadurch Fruchtbarkeit eintreten. Das Manna selbst ist die wohlbekannte Flechte *Parmelia (Lecanora) esculenta* Pallas. Everzmann, der den Mannafall in den kirgisischen Steppen beschrieb, hatte hervorgehoben, daß das Manna auch an seiner Geburtsstätte ganz frei liegt, nicht angewachsen ist. Haidinger beobachtete selbst in dem bei Charput herabgefallenen gegen 20 bis zu  $1\frac{1}{2}$  Loth ( $\frac{1}{2}$  Gramme) schwere Stücke, welche nur schwach überindert sind und innen aus Stein bestehen, grobkörnigem Granit, Kalkstein, Sandstein u. s. w. Auch diese Steine sind also durch den Sturm mit fortgerissen worden. Die bisherigen Fälle liegen ziemlich alle in ostwestlicher Richtung in Persien und Kleinasien. Aus welcher von den vorliegenden Wüsten er komme, ist nicht gewiß. Die nördlichere kirgisische Steppe würde einen Nordost-Südwest-Sturm, die turkomanische Wüste einen Ost-West-Sturm erfordern. Das Manna gibt vermahlen ein weißes Mehl und leidlich gutes Brot, besteht aber nach Göbel zu 65.91 Percent aus oxalsaurem Kalk, doch enthält es 23 Percent Gallerte.

## Literatur.

Vom „*Illustrierten Familienbuch*“ des österreichischen Lloyd sind das 9. und 10. Heft (XIV. Jahrgang) so eben erschienen. Aus dem reichen Inhalte dieser beiden Hefte heben wir hervor: „Wenn sich zwei Herzen scheiden,“ Novelle von Thaddäus Lau, und „Ein Trostlopf,“ Erzählung von Emmi von Roden. — „Das Arbeitsfeld der deutschen Gouvernante“ von Meta Wellmer. „Die Arbeiter-Association“ von Schmidt-Weissenfels. „Die Temperamente“ von Gustav Lindner. „Ein Empfang beim Caren im Jahre 1576“ von P. v. Radics. „Aus dem Leben eines deutschen Fürsten in der Zopfzeit“ (Baden?) von W. Chezy, „Mein Eintritt in das Ferry-Hotel“ von Friedr. Gersäcker u. s. w. Hieran schließt sich die Fortsetzung der „Klingelthiere im Dienste des Menschen“ (Wiene, Ameise, Gallwespe), der Literaturbericht von Dr. Levin Schücking und Notizen für Handel, Haushalt und Gewerbe. Ein stichtiger Blick auf das vorstehende Inhaltsverzeichnis zeigt, welche reiche Belehrung und Unterhaltung das Familienbuch in bloß zwei Heften seinen Abonnenten bringt, und wir können daher nur auf's Neue dieses gediegene Unternehmen der Gunst des gebildeten Publicums empfehlen. Die beigegebenen Stahlstiche sind, wie stets, ansprechend gewählt und elegant ausgeführt.